

20 afrikanischen Sprachen auflistet (Peter Stein). Auch wenn Kleist eine literarische Hybridisierung angestrebt (Gudrun Los-ter-Schneider) und Herder versucht hat, die Geschichte der Kolonialisierung und Christianisierung aus dem Blickwinkel der Betroffenen zu thematisieren (York Gothart Mix), ist deren Europawahrnehmung nur in Ausnahmefällen, etwa Japan (Teruaki Takahashi) überliefert worden. Um den eigenen Handel zu schützen, konnten Handelsgesellschaften geneigt sein, ihr Wissen über entlegene Gebiete, etwa über den kanadischen Westen, geheimzuhalten (Ingmar Pobst).

Die anderen Völker kennenzulernen kann auch heißen, sich mit ihnen zu vermischen: interkulturelle Begegnungsformen begleiten die Erforschung entfernter Gebiete. Mit indianischen Bildungsschichten verkehrte Jones auf fast gleicher Ebene: er suchte eine Annäherung an die östliche Kultur, die über den Informationsbedarf der *East India Company* hinausging (Bernd Peter Lange). Der Transfer von Information vom kolonisierten Volk zum englischen Gelehrten, von diesem zu den französischen Rezipienten ist allerdings nie frei von politischen Hintergedanken. Die idealisierende Erotik der Südsee-Inseln in den Berichten von französischen Reisenden projiziert westliche Phantasien und übernimmt die Funktion erotischer Literatur. Geträumt wird von einer intimen Begegnung (Christiane Küchler Williams). Das Bild der Kannibalen von Kolumbus bis Wezel relativiert allerdings die Idylle der Südsee. Die Aufmerksamkeit für den Text zwischen den Zeilen (Michael Harbsmeier über die Grönländer) oder die Entdeckung kaum untersuchter Überlieferungen (Wiebke Röben

über die *Cartas Chilenas*) vermitteln eine schwer zu konstruierende Einsicht in die Wahrnehmung der Anderen und ihre spezifische Sichtweise.

Die Universalgeschichte der Aufklärungszeit wird von Reiseberichten und der Beschreibung interkultureller Begegnungen genährt. Diese erste Erfahrung einer außereuropäischen kolonialen Welt ist deshalb wichtig weil sie das Fundament für die spätere Geschichtsschreibung vorgibt und deren normativen Rahmen absteckt. Die in diesem Band gesammelten Beiträge geben zwar keine erschöpfende Einsicht in die vorhandene Literatur. Sie dürften aber einen wichtigen Impuls für weitere empirische Untersuchungen über die Behandlung dieser ersten Erfahrungen geben.

David Ludden, Geschichte Indiens, Essen: Magnus Verlag 2006, 302 Seiten.

Rezensiert von
Michael Mann, Hagen

Es ist erfreulich, dass in dem Jahr, in dem die Republik Indien nach 1984 zum zweiten Mal, und bisher als einziges Land, „Gastland“ der Frankfurter Buchmesse war, neben zahllosen anderen Publikationen auch eine Geschichte zu Indien in deutscher Sprache erschienen ist. Das dokumentiert vorneweg ein auch hierzulande wachsendes Interesse an der Region, das über das rein wirtschaftliche

hinausgeht und auf kulturellem Feld nun nicht mehr nur esoterische Themen, Mystik und die Spiritualität des „Orients“ in Betracht zieht, sondern jetzt auch die historische Dimension beleuchtet.

Der Klappentext hebt denn auch an, von den gängigen Klischees und Stereotypen abrücken zu wollen, fällt aber im selben Satz wieder ab auf das altbekannte Bild der Gegensätze wie Reichtum und Armut, IT und Traditionalität, die einen ratlos zurücklassen würden. Als ob sich die Geschichte des südasiatischen Subkontinents nur verkaufen ließe, wenn sie rätselhaft und dunkel ist. Freilich wird versprochen, dass die deutsche Übersetzung von David Luddens 2002 erschienener Originalversion „India and South Asia. A Short History“, Licht ins historische Dunkel bringen wird.

Auf 300 Seiten unternimmt Ludden den Versuch, die Geschichte Indiens und Südasiens von ihren Anfängen an zu schildern. Die liegen in den frühesten Zivilisationen und Kulturen des Subkontinents – 7.000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Indische Geschichte ist wieder einmal nur erzählbar, wenn auf die Ursprünge zurückgegangen wird. Man stelle sich vor, auf gleichem Seitenumfang würde eine Geschichte Europas geschrieben, beginnend mit germanischer Schnurkeramik und keltischen Ringburgen, mykenischer Macht und skytischem Gold. Das aber hat aus gutem Grund keine Tradition – wie wollte man auch eine derartige geschichtliche Vielfalt in eine stringente Erzählung bringen. Für Indien/Südasiens besteht indes eine solche historiografische Tradition, seitdem die Europäer mit ausgehender Aufklärung und beginnender Romantik um die Wende zum 18. Jahr-

hundert Indien eine hochstehende antike Zivilisation beimaßen, die bis ins 5. nachchristliche Jahrhundert reichte und die nach den archäologischen Funden im Indus in den 1920er Jahren auf das 3. Jahrtausend vordatiert bzw. als „frühe Geschichte“ klassifiziert werden konnte. Danach, so die historiografische Konstruktion, folgte ein muslimisches und gewalttätiges Mittelalter, dem sich die christlich-britische Moderne nach 1750 anschloss.

Die gleiche Chronologie von einer anhaltend kulturellen Degeneration und kolonialer Rettung findet sich auch bei Ludden. Lediglich das 18. Jahrhundert erhält einen Sonderstatus als „Frühe Neuzeit“, während das Mogul-Reich, entgegen der nun schon seit knapp zehn Jahren etablierten Geschichtsbildung, nach wie vor als mittelalterliches Reich erscheint (s. S. 90-3), statt ebenfalls der Frühen Neuzeit zugeschlagen zu werden. Kursorisch wird schließlich die Geschichte nach der Teilung Britisch-Indiens im Zuge der Unabhängigkeit abgehandelt, mit dem Ergebnis, dass die Staaten des südasiatischen Subkontinents nach 1947 nur schlechte Kopien des Kolonialregimes sind.

Konzeptionell versucht sich Ludden der indischen Geschichte mit dem sozialwissenschaftlichen Begriff der „ethnischen Identitäten“ zu nähern bzw. ihr für die Geschichte des Subkontinents als maßgebliche soziologische Größe zu etablieren. Der entscheidende gesellschaftliche Wandel, so Luddens Annahme, sei im Mittelalter durch die Entstehung von ethnischen Identitäten eingeleitet worden. Doch im Verlauf der Darstellung wird nicht immer ersichtlich, was genau Ludden unter seiner Kategorie versteht. Mal tauchen die Identität

täten als Volksgruppen, mal als Kasten, mal als Religionsgemeinschaften und einmal auch als „offizielle Identitäten“ (S. 228) oder ganz indifferent als Gruppen auf.

Trotz des Ansatzes, die südasiatischen Gesellschaften mit der Kategorie der ethnischen Identitäten in ihrer Gesamtheit zu erfassen, treten überwiegend (ethnische) Eliten in Erscheinung, die als Träger gesellschaftlichen Wandels agieren und infolge dessen allein von geschichtlicher Bedeutung sind (vgl. z. B. S. 119, 175-9). Das wird besonders deutlich, wenn schließlich dem Aufbau des britischen Empires in Indien und einer institutionell verankerten Kolonial-Elite, die effizient und kompetent arbeitete, das Wort geredet wird. Horizontale Mobilität begreift Ludden einseitig als Elitenbildung, Abstieg in Form von Pauperisierung, Verelendung und Deprivation werden daher nicht thematisiert.

Die Begeisterung für die Elitenbildung gipfelt schließlich in der Feststellung, bis 1880 hätte ein Leser in der British Library in London sitzen und alles lesen können, was ein beliebiger britischer Beamter jemals über das Empire in Asien wissen musste (S. 152). Es scheint, als ob Ludden zwischen seinen Bibliotheksgewohnheiten und den zeitgenössischen Möglichkeiten nicht zu unterscheiden vermag. Erst der 2002 vollendete Neubau der British Library beherbergt die Bestände der ehemaligen India Office Library and Records, dem Archiv und der Bibliothek des 1858 eingerichteten Indienministeriums (sowie der 1600 gegründeten East India Company).

Diese Geschichte Indiens ist, bei genauerem Hinsehen, eine Geschichte der Briten in Indien. Mit Beginn ihrer Territorialherrschaft in Bengalen und der ko-

lonial-imperialen Expansion beginnt ein historischer Abschnitt, der in konsequente Phasen eingeteilt werden kann (s. S. 138-47) und im Grunde die Modernisierung des indischen Subkontinents durch seine Einbindung in die kapitalistische Weltwirtschaft zum altbekannten Thema macht, wobei technische Innovationen wie Kanal- und Eisenbahnbau nach wie vor als Motoren der Modernisierung apostrophiert werden.

Ähnlich unkritisch sind es die „ethnischen Identitäten“, die letztlich die Einheit des unabhängigen Indiens verhinderten. Britisch-Indien zerfällt wieder einmal in zerstrittene politische Organisationen und religiöse Gemeinschaften, repräsentiert durch öffentliche, ethnische und nationale Identitäten. So ließen denn die Briten bei ihrem Abzug und der Teilung anhand religiöser Trennlinien das Land in seinem eigenen Chaos zurück. Es war ein „Bürgerkrieg unter den Völkern des Panjab, [der] Millionen von Flüchtlingen über die neuen Staatsgrenzen schickte. Es starben so viele Tausende, dass sie ungezählt sind“ (S. 235). Freilich gibt es Schätzungen: Sie belaufen sich auf über 10 Millionen Flüchtlinge und etwa eine Million Tote.

Man muss sich fragen, warum das Problem der Teilung und die Rolle der Briten nicht weiter erläutert wird? Zumal das Trauma der Teilung die Geschichte der Nachfolgestaaten Britisch-Indiens bis in die Gegenwart hinein verfolgt und aufgrund der tragischen Ereignisse Interpretationen alles andere als leicht fallen. Dabei geht es weniger um Schuldzuweisungen als um die angemessene Behandlung des wohl wichtigsten Aspekts der Geschichte Südasiens im 20. Jahrhundert. Schnell fertig ist

Ludden mit dem Thema von Teilung und Vertreibung, einem Thema, das in Europa mittlerweile ganze Generationen von HistorikerInnen beschäftigt und Bibliotheksregale füllt.

Es mag zum guten Ton gehören, als arrivierter Historiker, und das ist David Ludden allemal, auch ein „Textbook“ vorlegen oder eine auch für ein außeruniversitäres Lesepublikum gedachte Darstellung zur Geschichte Indiens bieten zu wollen, um auf die gewachsene Rolle des Subkontinents hinzuweisen. Dass die Indische Union nicht nur selbst erklärtermaßen eine Weltmacht des 21. Jahrhunderts werden will, sondern sie auf bestem Weg dazu ist, bestreitet inzwischen kaum jemand mehr. Doch ob die „Geschichte Indiens“ von David Ludden dazu beiträgt, ein tieferes Verständnis für die Vergangenheit und der darauf beruhenden Chancen von südasiatischen Ländern zu wecken, darf bezweifelt werden.

**Uwe Pfullmann (Hrsg.), G. A. Wallin.
Reisen in Arabien (1845–1848),
Berlin 2005: trafo Verlag, 153 und 7
Seiten mit 24 Abb.**

**Ders. (Hrs.), Richard Francis Burton.
Das Land Midian, Berlin 2005: trafo
Verlag, 308 Seiten mit 7 Abb.**

Rezensiert von
Eckehard Schulz, Leipzig

Angesichts der heutigen Aufregung um Entführungen im Jemen und anderswo in der Welt kann man nur mit Bewunderung zur Kenntnis nehmen, was Forscher

in vergangenen Jahrhunderten ohne Krisenstäbe und ohne moderne Kommunikationsmittel geleistet und welchen Mut sie aufgebracht haben, ihren wissenschaftlichen Interessen zu folgen und mit welcher Umsicht und Akribie sie dabei vorgegangen sind. Uwe Pfullmann bringt uns mit Georg Augustus Wallin und Richard Francis Burton zwei äußerst interessante Forscher näher, die mit ihren Orientexpeditionen im 19. Jahrhundert Geschichte gemacht und geschrieben haben.

Georg Augustus Wallin, nach Herkunft und Muttersprache Schwede, aber 1811 in Finnland geboren, das damals noch zum zaristischen Russland gehörte, war sich schon als Jugendlicher ganz sicher, dass die Erforschung der Arabischen Halbinsel zu seinem Lebenszweck wird. Später begab er sich dann wirklich auf zwei Reisen nach Nordarabien (1845 und 1847/1848). Aber zuvor schrieb er eine Doktorarbeit über die Hauptunterschiede zwischen klassischem und modernem Arabisch und erhielt daraufhin ein Stipendium für eine vergleichende Studie der arabischen Dialekte. Um diese Studie erarbeiten zu können, wollte er sich als Arzt und Impfmédiziner ausgeben und erlernte die dafür erforderlichen Fähigkeiten im Laufe von 6 Monaten. 1844 kam er dann nach Kairo und studierte ein Jahr lang Kalligraphie und Theologie, lernte die Kunst der Koran-Rezitation und nahm an Kursen zur islamischen Theologie an der al-Azhar teil.

So verließ er im April 1845 in Begleitung von zwei Beduinen Kairo. Es fiel ihm leicht, sich als Muslim auszugeben. Es war ihm möglich, sehr präzise seine Beobachtungen aufzuzeichnen, weil er sich dazu eine spezielle Technik erarbeitet